

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Nach dem Pogrom.

Von Alfons Begold.

Juda Nachman, der zwanzigjährige Sohn des Melameß*) eines kleinrussischen Landsbüchchens, war dem wahnwitzigen Pogrom entflohen, der in den düsteren Gäßchen des Ghetto die rote Flamme des Blutes und die Feuerfäulen brennender Wohnstätten aufsteuhten ließ.

Mit schnellen Fluchtschritten hastete der Jüngling über die endlosen Felder, sein junger Leib schlich durch die schweisamen Wälder und ging den Dörfern und Landstraßen meilenweit aus dem Weg.

Noch sah er immerfort Blut, rauchendes, zischendes, schreiend gewordenen Blut vor seinen Augen. Es floß über die Wiesen, rann von den Nesten und Stämmen der Bäume, blendete seinen Blick, wohin er ihn auch wenden mochte, und tropfte aus Sternen, Mond und Sonne unablässig auf ihn herab.

Noch sah kein anderes Geräusch in seinem schmerzdurchtobten Gehirn, wie das Todesgeschrei seiner ermordeten Verwandten und Nachbarn. Im fern verhallenden Geheul eines Hofhundes erkannte Juda diese furchtbaren Laute; sie kamen ihm zugeflogen als hungriges Gekreisch der Krähen, und das feuchte Geräusch des Laubes im Walde stierte in sein Ohr als das schmerzvolle In-den-Tod-weinen eines Kindes.

Bis zum schließenden Abend lag er versteckt unter irgendeinem Strauch, drückte das verhekte Gesicht in das mitleidige Gras, schrie innerlich auf vor gewaltiger, aufraufender, nie sich niederduckender Angst, wenn ihn ein harmloses Tier, eine Fliege, ein Käfer oder Wurm berührte, biß in Steine, um der fühllosen Erde seinen Schmerz zuzufügen, stach sich spitze Dornen in sein Jünglingsfleisch, um mit der schwachen Qual des Körpers das grausige Weh der Seele zu erdroffeln.

Getrieben von stehendem Hunger aß er die bittere Rinde der Bäume und den Wintersamen verblühter Gemüse.

Vor dem bleichen Glanz des Wassers eines Baches oder Tümpels scheute er sich und entwich solchen Orten wie ein toller Hund.

Sah er doch in der ruhig dahinfließenden oder stillstehenden Wasserfläche das Spiegelbild seines blutbespritzten, mit Brandlöchern besäten, zerfetzten Kastans und seines schneebleichen, furchtverzerrten Gesichtes, über das die noch breittlassende Hiebwunde eines schortigen Gartenmessers hinlief, die ihm einer der verfluchten Mörder beigebracht hatte, als er seiner Lieblingschwester Lea zu Hilfe geeilt war.

Er band die tiefe Wunde nicht zu, legte weder heilkräftige Kräuter noch kühlenden Lehm darauf; sie sollte nur bluten, immerfort bluten, rann doch aus ihr das ganze unermessliche Leid seines unglücklichen Volkes.

Und flöße ein Meer Blut aus ihr, ihm sollte es nur recht sein. Dann ersoff wenigstens alles darin: seine Furcht, seine Qual und die Meute der Brandstifter und Mörder.

Erst in der Stunde, in der das große Schweigen und Dunkel der Nacht langsam aus dem Boden zu wachsen begann, troch er aus seinem dürftigen Tagversick und rannte im Laufe eines gehetzten Tieres durch die trostlose Einsamkeit.

Nur der Instinkt des um sein Leben kämpfenden Tieres führte ihn.

Wohin führte ihn dieser Instinkt?

Er wußte es nicht, fragte nicht Pfad noch Wolke danach.

Es war ihm auch ganz gleichgültig.

Nur fort aus diesem vom Entsetzen durchbrüllten, von den Fackeln der Mordbrände durchgrelkten, unzählige Male verfluchten Rußland. Weit, weit weg von der rauchenden Stätte, wo der allmächtige Gott der Juden im Trümmerhaufen seines zerstörten heiligen Hauses auf Erden, im Blutstrom seiner treuen dahingemordeten Gemeinde versank, ohne seine zum Himmel schreiende Schmach und die grauenhafte Vernichtung der Gläubigen an den Missetätern auf der Stelle furchtbar zu rächen.

Und Juda Nachman, der früher so fromme Talmudschüler, der lächelnde Stolz des alten Rabbi, er, der vor wenigen Tagen noch der Weiseste und Stillsite unter den jungen Schriftenergründern des heimatischen Ghetto war, spie nun tollen Haß auf diesen jämmerlichen Gott der Ohnmacht und der Knechte, den diese in blinder

Demut und Beschränktheit Adonai, den starken und gerechten Herrn der Ewigkeit, nannten.

Wenn er spürte, daß er im eiligen Laufe den Dunglot und den Lehm der Felder und Waldwege mit seinen federnden Füßen hinter sich schleuderte, war es ihm in seinem jegigen erbärmlichen Zustand eine wütende, ihn ein wenig aufrichtende Freude, zu denken, der Kot und Lehm flöge in das geschändete Angesicht des entgötterten Jehova.

„Judengott — Insektenkönig!“

„Herr der Heerscharen — Käufesfürst!“

Bei jedem Schmutzwurf, der sich von seinen Sohlen löste und hinter seinem Rücken in das Unbestimmte fiel, zischte er diese grauenhafte Gotteslästerung vor sich hin.

Dabei wagte er aber nicht, sich ein einziges Mal umzudrehen, um nicht in das mißhandelte, geschändete Gesicht des Gottes seiner Väter zu sehen. Er hätte ihm ja noch mit beiden Fäusten hineinschlagen müssen in das feige, angepöbelte Antlitz und dazu schreien, daß es über die ganze Erde scholl:

Die Anklage und das Urteil eines von seinem Gott treulos verlassenen und verratenen Volkes:

„Judengott — Insektenkönig!“

„Herr der Heerscharen — Käufesfürst!“

Und je länger er rannte, desto mehr Lehm und Flüche warf er hinter sich, und auf einmal hatte er das Gefühl, als wäre der Gott hinter ihm von der Menge des auf ihn geschleuderten Kotes erstickt. Da stürzte Juda Nachman, der Gottesmörder, auf die Erde und lag drei Tage und Nächte inmitten eines wüsten Feldes besinnungslos da.

Das erste Kapitel aus dem noch ungedruckten Roman „Der feurige Weg“.

Spracherneuerung.

Von Otto Ernst Hesse.

Die deutsche Sprache hat keine Einheit mehr. Wir haben eine Sprache des Volks, die Dialekte und Mundarten, und haben das Schriftdeutsch, das Literaturdeutsch, das Papierdeutsch. Es ist mit der Sprache wie mit einer Familie: erhält sie keine Blutzufuhr von unten, frischet sie sich nicht auf durch Aufnahme von Elementen, die dem Unbewußten des Lebens noch näher sind, wird sie sterblich. Mit dem schönen Scheine abgeklärter Kultur fängt die Literatursprache die ein, deren Aufgabe es wäre, diese Erneuerung von unten her, aus dem Borne der Mundarten, der Volkssprache, der Sprache der Masse, zu vollziehen. Das Schicksal der Anpassung hat fast alle jene Dichter betroffen, die aus der Masse des Volkes hervorgegangen sind. Diesen proletarischen Dichtern, diesen Arbeiterdichtern und auch jenen, die aus Bauern- und Kleinbürgermilieu herausgewachsen sind, kann nicht der Vorwurf eripart werden, daß sie diese Aufgabe, die wichtiger als jede inhaltliche Gestaltung ist, überhaupt noch nicht erkannt haben. Man dürfte hoffen, daß diese Dichter und Schriftsteller, die der unliterarischen Masse noch nahe stehen und durch die Kanäle des Blutes und mit den Fasern ungebrauchter Nerven mit ihrer großen und ewig schöpferischen Anonymität verbunden sind, neues, saftigeres Sprachgut in die Literatur mitbrächten und dem verbrauchten Deutsch der alexandrinischen gewordenen Literatur neue Kräfte zuführten. Aber man ist bisher bitter enttäuscht worden. Diese neuen Menschen wurden rasch, allzu rasch Literaturmenschen. So als ob dies Gehirn nicht aus der Nativität des literaturfernen Volkes käme, sondern sich seit Generationen der Vorväter schon mit den dünnsten Literaturjuppen genährt habe, so rollt es die verbrauchtesten und schlechtesten Phrasen ab.

Die Aufgabe, die zu erfüllen wäre, ist gewiß nicht leicht. Die Verlogenheit gegenüber allem, was derb und saftig ist, verbietet die Aufnahme von Volksgut. Vor kurzem war in einer mittleren Provinzzeitung ein Bericht über die Arbeit eines Vereins zu lesen, der sich die neu entstandenen und neu entstehenden Sprichwörter und Spruchwahrheiten des arbeitenden Volkes zu sammeln vorgenommen hat. Der Berichterstatter glaubte betonen zu müssen, daß sich leider die meisten dieser gesammelten Sprichwörter und Volkswisheiten nicht „öffentlich“ wiedergeben ließen, da sie zu derb und zu sehr von gewissen Gegenden des menschlichen Körpers her, dessen Funktionen dem „Volke“ eben die nächste Quelle aller Sprachleistungen ist, beeinflusst seien. Kann man sich etwas Groteskeres vorstellen, als dieses Versteckspielen und diese Verdrehung der Tatsachen? Man

*) Bibelschullehrer.

sammelt das, was das Volk sagt und prägt, und erklärt dann, es ließe sich „essentia“ nicht wiedergeben! Das sind dieselben Leute, die dann „Volkstümlichkeit“ predigen, die alten Lanten, die sich pseudoromantische Begriffe von Volk und Volkskunst bilden und mit ihren literarischen Wasseruppen den hungrigen Geist der Massen nähren zu können glauben.

Als Martin Luther die deutsche Bibel schuf, ging er im wert-tätigen Volk unter und lauschte ihm seine Sprache ab. Mancher von denen, die heute in Pseudovolkstümlichkeit machen, würden sich vor Schreck auf einen Körperteil setzen, den Luther damals sehr deutlich und ergatz zu benennen pflegte, wenn er einmal diesen Martin Luther im Irriert lesen würde. Wo sind die Schriftsteller, die heute Handwerker, Industriearbeiter, Bauern, Droschkentischer bei der Arbeit, im Wirtshaus, auf der Regalbahn und wo es immer sei be-lauschten und das gefundene Sprachgut verwendeten? Herr Pro-fessor Brimmer würde ihnen gewiß den Staatsanwalt auf den Hals jagen. Aber das Volk und die Sprache des Volkes ist nicht unstill-lich. Sie ist ehrlich, hat keine Feigenblätter vor, ist wohl unerhört derb und schaut vor keiner Deutlichkeit zurück: aber sie ist niemals unstilllich. Sie bildet wirklich. Sie hat die Genialität des Gleich-nisses, in dem immer wieder das Schöpferische der Sprache ruht. Sie prägt Metaphern, die unerhört scharf sind, Bilder, die mal wirk-liche Bilder sind. Man braucht nur die Ohren aufzumachen, um diese Produktivität an jeder Strohknecke festzustellen.

Freilich gehörte zu einer Heimkehr zu solcher Sprache eine Heim-kehr zu einer Wirklichkeitskunst, die der lebenden Generation der literarisch Schaffenden verloren gegangen ist. Diese Generation spricht eine abstrakte Sprache. In sie läßt selbst der, wo sie Volk zu gestalten sucht, dieses Volk eine solche abstrakte Sprache sprechen, und kommt damit natürlich niemals an das Volk selbst heran. Zwischen Literatur und Volk oder Masse, um noch schärfer zu betonen, klappt eine Kluft. Und wenn die gesamte soziale Dichtung der Gegenwart kein Echo im Volke findet, so liegt das nicht am Ethos dieser Ver-suche, das gewiß in den meisten Fällen ehrlich ist, sondern nur an dieser Unfähigkeit, eine Sprache zu sprechen, die dem Volke seine Den- und Sprechart in gesteigerter Form zeigt. Hier müssen die Arbeiterdichter, die proletarischen Dichter, die hoffentlich aus dem Mutterchose der Masse künftig aufsteigen, einsehen. Sie müssen sich gegen die Literatursprache mit allen Kräften ihrer ungebrochenen Sprachnaivität wehren. Sie müssen die Sprache ihrer Herkunft sich bewahren, müssen das Wesentliche daraus verdichten, müssen sie ver-edeln, ohne daß ihr Saft und Kraft und die Atmosphäre ihrer Her-kunft verloren geht.

Das Naturgesetz im Unterricht.

Von Alfred Fröhlich.

Der oft gebrauchte Satz „Keine Regel ohne Ausnahme“ findet in den Naturwissenschaften keine Anwendung. Was einmal als Gesetz anerkannt wurde, muß für alle Fälle gelten. Aus der bunten Fülle der Erscheinungen faßt das Naturgesetz die gemeinsamen Merkmale zusammen, eine Nachartigkeit aus gegebenen Tatsachen und zugleich eine Vorarbeit für zukünftige Erscheinungen; denn das Gesetz be-fähigt zur Vorhersage.

In unzähligen Büchern sind die Gesetze beschrieben, unsere Lehrer beweisen sie uns „seiner Säuberlich an den Wandtafeln, an Ver-suchen, und die Folge ist, daß wir sie so gemüthlich hinnehmen, wie man ein Butterbrot isst, und darüber vergessen, welche gewaltige und bedeutende Arbeit von diesen Männern geleistet wurde. Wir lächeln, wenn man uns von Archimedes erzählt, daß er, „heureka“ (ich hab's gefunden) rufend, nackt durch die Straßen von Syrakus lief, als er das Gesetz des Schwimmens im Bade fand. Wir hören schmunzelnd, daß Pythagoras den Göttern eine Hefatombe (100 Ochsen) opferte, als er den nach ihm benannten Lehrsatz ge-funden hatte. Wir zittern gerne das große Wort Galileis „Und sie bewegt sich doch“, aber wir lassen die Tragödie nicht auf uns wirken, die diesem Bekenntnis voranging. Mit einem Wort, wir achten unsere großen Männer der Wissenschaften nicht wie sie es verdienen. Das bedeutet, daß wir auch ihre Werke zu wenig achten. Natur-gesetze scheinen uns nur dazu zu dienen, sie auswendig zu lernen, um sie ihres Ruhens willen anzuwenden, nicht aber um der Erkenntnis willen, die sie uns bringen, nicht der Freude willen, die mit der wachsenden Erkenntnis verknüpft ist, nicht des einheitlichen Welt-bildes willen, das sie zu erzeugen vermögen. Wir fassen sie als Dogmen auf, als starre Formen, die man auf Befehl zu glauben habe, nicht aber als lebendige Schöpfungen, die von jedem einzelnen nachentdeckt und nachempfunden werden können. Erst dann werden wir sie völlig begreifen, wenn auch wir mit dem Stoff gerungen haben.

Unsere Lehrer lassen unsere Neugierde unbefriedigt, die den eigentlichen Kern der Wissbegierde bildet. Sie lassen unser Herz nicht mitschwingen, weil sie sich damit begnügen, uns mathematische Ab-leitungen zu geben, statt uns das Gesetz selbst finden zu lassen. Sollten sie selbst nicht die Schönheit des Gesetzes kennen, nicht seine Fülle, nicht seine Bedeutung im Sinne einer Weltanschauung?

Einer solchen Lehrmethode entsprechen die Früchte. Sie werden nicht dem auf eigene Arbeit beruhenden Verständnis, sondern dem Gedächtnis anvertraut, diesem ungetreuen Diener, der sich so gern jeder unbequemen Bürde entledigt, und die Folge ist, daß nach kurzer Zeit der größte Teil der Schulweisheit vergessen wird. Sie wurde eben nur äußerlich angefleht, nicht aber innerlich verarbeitet. Es wird Ruhwissen gezüchtet, Prüfungsweisheit ohne das innere Band,

das erst die einheitliche Persönlichkeit bildet. Alte und neue Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften laufen nebeneinander her, werden in gesonderten Schubfächern des Gehirns für eine gegebene Zeit ein-gepreßt und aufbewahrt, ohne zu einer inneren Harmonie, zur Bildung zu verschmelzen.

Solche Erziehungsergebnisse müssen doch zum Nachdenken an-regen, wo liegt der Fehler, im Schüler, im Lehrer, im System?

Im Schüler liegt er nicht; die jugendliche Seele dürstet nach Er-kenntnis und ist bereit, zu empfangen. Gewiß hat die Schule die Aufgabe, für das Leben vorzubereiten, aber es ist eine falsche Auf-fassung, wenn man das Leben nur von seiner beruflichen Seite be-trachtet. Es gibt keinen Beruf, der als Insel im Leben stände. Fichte war es wohl, der da sagte: „Wer nur sein Fach versteht, versteht auch dieses nicht.“ Die Schule wird nur dann ihrer Aufgabe gerecht werden, wenn es ihr gelingt, ganze Menschen für das Leben zu erziehen. Bildung braucht nicht Weltfremdheit zu sein, Bildung ist nicht totes Wissen, sondern irrere Einheit von Wissen, Können und Charakter. Um solche Erziehungsergebnisse zu erzielen, bedarf es hervorragender Jugendbildner, die die Gabe der „schenkenden Jugend“, die lebendige Freude an der „Bildung“ der Jugend, des köstlichsten Gutes unseres Volkes, besitzen.

Nicht die Beherrschung des Stoffes macht den Lehrer, sondern die Gabe, ihn seinen Schülern anregend zu übermitteln. Anregung zu selbständigem Denken ist der Sinn der Schule, daher ist die Er-kenninis des Naturgesetzes ihre Grundlage. Nicht auf Autorität ruht unsere Schule, sondern auf der Liebe zur Jugend. Sie wirkt be-fruchtend und anregend, sie macht die Arbeit zur Freude, die Schule zu einem Garten, in dem die Früchte der Erkenntnis reifen und zum Genuße einladen; freilich erst dann, wenn man selbst an ihrer Ent-wicklung teilgenommen hat. Eine solche Erziehung wird auf jeden Drill verzichten, der doch nur Massenware erzeugt, dafür aber Ebel-menschen hervorbringen, ein frei denkendes, sittlich fühlendes Geschlecht.

Euthanasie.

Was ist Euthanasie? Man versteht darunter die einem unheil-bar Kranken auf dessen Wunsch zuteil werdende Sterbehilfe, mit anderen Worten die ihm gegebene Möglichkeit, ein Leben, das für ihn nur eine Qual, von sich zu werfen. Es ist begreiflich, daß dieser Vorschlag im ersten Moment bei vielen auf starken Wider-spruch stoßen dürfte. Die meisten werden sich heute wohl dagegen entscheiden, sei es aus Gefühlsgründen oder wegen der anscheinend schwierigen praktischen Durchführung.

Die Frage wirft sich auf: Haben wir überhaupt ein Recht, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen? Es sind doch heute Be-strebungen im Gange, die Todesstrafe ganz abzuschaffen. Es scheint dies paradox, aber bei näherer Prüfung wird man wohl doch zu dem Schlusse kommen, daß beide Forderungen ihre Berechtigung haben. Es ist ein Unterschied, ob man einem Verbrecher das Leben nimmt, statt ihm Besserungsmöglichkeit zu geben, oder ob man einen Schwerleidenden, der im Tod die einzige Erlösung sieht, auf seinen ausdrücklichen Wunsch auf schmerzlose Weise von seinen Qualen erlöst.

Der Vorwurf, daß die Anwendung der Euthanasie von Lieb-losigkeit und Egoismus der nächsten Angehörigen zeugt, die sich vie-leicht auf diese Weise von einer langwierigen und kostspieligen Pflege und Wartung befreien wollen, fällt in sich zusammen. Denn erstens kommt die Euthanasie nur da zur Anwendung, wo der Kranke dies selbst wünscht, und ferner bliebe noch die Frage offen, ob es nicht oft ein Beweis von größerer Liebe und Aufopferungsfähigkeit ist, sich von einem uns Nahestehenden, der vielleicht das teuerste Wesen für uns ist, freiwillig zu trennen, selbst darunter schwer leidend, nur um ihm die ersehnte Erlösung zu verschaffen. Ueber die alte christ-liche Anschauung, daß alles Leid und Ungemach mit Geduld und ge-höriger Unterwerfung unter den Willen eines „allgütigen, allbarm-herzigen Gottes“ zu ertragen sei, in „seinem Namen und zu seiner Ehre“, brauchen wir uns wohl nicht weiter auszulassen.

Die Literatur über Euthanasie ist noch verhältnismäßig arm. Vor einigen Jahren hat der bekannte Professor Elliot Mordon in Cambridge (Amerika) eine kleine Broschüre veröffentlicht, in welcher er sich mit diesem Problem befaßt und die breite Öffent-lichkeit dafür zu interessieren sucht. Ein Russe, welcher jahrelang beftlägerig krank war und vergebens bat, ihn von seinem Leiden zu erlösen, hat ein Projekt für die Durchführung der Euthanasie hinter-lassen. Er schlägt dort u. a. vor, daß der Kranke einen entsprechenden Antrag beim Gericht einreicht, welches dann seine Untersuchung durch den Gerichtsarzt und zwei Spezialärzte veranlaßt. Die Ärzte äußern sich darüber, ob unheilbare Krankheit vorsteht oder nicht, und das Gericht erläßt ein dementsprechendes Urteil.

Der Deutsche Monistenbund hat jetzt dem Reichstag, dem Reichs-rat und der Reichsregierung einen Vorschlag unterbreitet, § 216 des Strafgesetzbuches durch folgenden Passus zu ergänzen: „Die Tötung bleibt straflos, wenn der Getötete an einer unheilbaren Krankheit oder Verletzung gelitten, das ausdrückliche und ernstliche Verlangen auf Tötung in freier Willensbetätigung zu gerichtlichem oder notariellem Protokoll erklärt hatte, von drei Ärzten, von denen einer Amtsarzt sein muß, festgestellt war, daß keine Aussicht auf Heilbarkeit der Krankheit bestand und einer dieser Ärzte die Tötung ausgeführt hatte.“

Dem Antrag ist eine längere Begründung beigelegt. Es wäre zu wünschen, daß eine gesetzliche Regelung dieses wichtigen Problems bald erfolgt.

Unter gespenstischen Lichtern.

Von Charles G. D. Roberts.

Wir entnehmen dieses wunderbare Tlesseebild den Soeben im Gyldeudaischen Verlag erschienenen „Gestalten der Bildnis“ von Charles G. D. Roberts. Mit diesem Bande spannender Tiererzählungen tritt einer der hervorragendsten Vertreter der jungen kanadischen Literatur zum ersten Male vor die deutsche Öffentlichkeit. Ein Forscher und Jäger schildert hier mit dichterischer Kraft das Leben seiner heimatischen Steppen, Wälder und Meere.

In jene ungeheure Tiefe drang nie ein Strahl von Licht, sie lag eine halbe Meile unter der wild gepöckelten grünpurpurnen Fläche des Ozeans und ihren milchweißen Schaumkämmen. Die felsamen Bewohner dieser Tiefen konnten nicht bis zu den sonnenbestrahlten Flächen emporsteigen, durften nie erfahren, wie es dort oben war. Sie waren für gewaltigen Druck gebaut, unter dem sie geboren waren — bei einer Reise zum Licht wäre ihr Gerüst zerstört, wären ihre Eingeweide nach außen gedreht, ihre Augen aus den Höhlen gerissen worden, und die zerbrechlichen Gewebe ihres Körpers hätten zerfallen müssen. So lebten sie ihre Jahre hin, ohne zu wissen oder zu ahnen, was Sonne ist, in einer Ruhe, die auch der wildeste Orkan nicht stören konnte.

Und doch waren diese Tiefen nicht in völlige und ewige Dunkelheit versenkt. Dann und wann verbreitete ein Schwarm zarter Infusorien vom Stamm jener Lebewesen, die nachts an der Oberfläche der See leuchteten, ein Fleckchen nebelhaften Schimmers. Dann und wann kam ein blasser, trügerischer Schein, der immer wieder verlöschte und wie ein Atemzug neu auflebte, von den weithin verbreiteten Büscheln jener felsamen pflanzenähnlichen Geschöpfe, die man Seelilien nennt. Und aus dem weiten Beben des tanbestreuten Meeresgrundes stieg ein seltsam phosphoreszierendes Leuchten auf, das die Dunkelheit bekämpfte. So herrschte für Augen, die empfindlich genug waren, diese leichten Bewegungen wahrzunehmen, etwas wie gespenstisches Zwielicht, das sich zumindest in Lichtflecken über das Bett der Tiefsee hin-og.

Neben diesem unruhigen Schimmer, der stets an seiner eigenen Schwäche hinzusterben schien, tauchte ab und zu ein Schwarm von Glühwürmern auf, die unter irgendeinem Riff oder einem Busch von Bilien erstrahlten, um Sekunden später wieder zu verlöschen. Oft auch entflammten ein paar bescheidene Lämpchen in blauen oder violetten Farben, die sich in sanfter Bewegung rechts und links neigten, als ob ein unsichtbarer Träger das grauische Dunkel mit ihnen absuchte. Auf beiden Seiten dieses unkenntlichen Geschöpfs schimmerten blasse, lichte Büschel, helle Augen leuchteten auf, wurden größer und verschwanden. Manchmal bewegte sich durch das Dunkel etwas wie ein anderes Wesen, gleichsam das Gespenst eines Lichts; zwei lichte Büschel wehten von seiner Nase, seine Flossen schimmerten wie durchsichtige Nebel, und auf jeder Seite trug es eine doppelte Reihe sanft glühender Punkte. Oft folgte ihm eine größere Gestalt, geisterblau, der Kopf gewaltig groß und lang, der Körper bedend, und stürzte sich wie zur Flucht ins Gewirr der Seelilien. Gespenstische Lichter hosteten immer, in irgendeiner phantastischer Form durch das laulose Dunkel. Ueber einem Ding, das wie ein riesiger flacher Stein aussah, schwebte, zwei Fuß hoch, ein Büschel violetter Flammen, gleichsam eine Aureole zartleuchtender Gewebe, die wie Flaum aus einem Keim schwachen Lichts erwachsen. Diese leuchtende Blüte hing, das verriet ihre duftige Durchsichtigkeit, an der Spitze eines dünnen Rohrs, das leise schwankte, obwohl in dem umgebenden Wasser keine Bewegung war. Diese Stütze aus Rohr schien aus einem flachen Felsstück zu wachsen, dessen schwärzliche Ränder im bewegten Schatten des Schlammes ringsum verschwanden. Die schöne kleine Flamme zitterte manchmal, manchmal zerrte sie an ihrer Stütze, manchmal verblakte sie bis zur Unsichtbarkeit, um dann wieder in hellerem Glanz aufzutragen, im ganzen hatte sie eine Lebhaftigkeit, für die sich kein Anlaß zeigte.

Plötzlich erspähte einer der gespenstigen Fischkörper mit doppelter Linie glühwurmartiger Punkte auf den Seiten und riesigen weißlichen Augen die zitternde Flamme und nahm Richtung, sie zu erforschen. Der Besucher war klein, kaum einen Fuß lang, und schien deswegen mit einiger Bescheidenheit aufzutreten. Doch als er näherkam, glaubte er, dies kleine violette Licht sei etwas, das man nicht nur mit Behagen essen, sondern auch ohne Gefahr in Besitz nehmen könnte. Er beeilte sich, daß nicht irgendein hungriger Wanderer ihm zuvorkäme. Abgesehen von seiner seltsamen Beleuchtung machte er den Eindruck eines gewöhnlichen Fischleins aus höher gelegenen Wassern. Aber im Sturm auf das Flammenbüschel tat er einen erschreckend weiten Rachen auf, einen Rachen, aufgerissen bis zum Scheitel seines langen Kopfes!

Die kleine Flamme entwichte zur Seite und beugte sich zierlich zum Grund, als hätte sie Augen und wollte dem Angriff geschickt ausweichen. Gleich darauf geschah etwas Entsetzliches. Der flache, schwarze Block, der die Flamme getragen hatte, klappte auf. Es tat sich eine Höhle auf, mit langen Zähnen bewehrt, die alle nach innen strebten. Der tollkühne Gespenstfisch war gefangen. Mit Schnappen schloß die Höhle sich; rechts und links schimmerten, wo sie gewesen war, zwei blasse, kalte Totenaugen. Ihr Phosphoreszieren dauerte nur eine Sekunde oder zwei, dann schien der schwarze Stein wieder eine leblose Platte wie zuvor, an der Augen wie dumpfe Wargen saßen. Und wieder stieg das violette Flämmchen sanft empor, zitterte und bewegte sich grundlos wie zuvor.

Plötzlich aber ging die Flamme aus, verlöschte ganz. Eine Reihe harter Stöße hatte die Wasser durchzuckt. Auch alle die anderen Lichtchen in der Nachbarschaft verlöschten plötzlich, die Glühwürmbüschel, die flimmernden Punkte und Sterne, die leuchtenden Augen und gespenstigen Lichtbüschel, ja selbst das bläuliche Leuchten der unerschütterlichen Seelilien war nicht mehr. Nichts war mehr zu sehen als die Nebelflecken der Infusorien und trügerischer Schein über dem Schlammbed. Irgendwo im Dunkel, viel zu weit, um sichtbar zu sein, aber nahe genug, sich schrecklich fühlbar zu machen, tobte eine Schlacht von Giganten. Für all die kleineren Wesen der Unterwelt hieß das „Licht aus und nicht gerührt!“ Selbst jener große Steinblock von Kreatur, der doch sieben oder acht Fuß lang war und gut zwei Fuß breit — dort wo sein Höhlenmund sich geöffnet hatte, wünschte die Aufmerksamkeit dieser Kämpfer nicht auf sich zu lenken. Er hielt seinen zarten, violett schimmernden Köder gut versteckt und freute sich, unter allen Steinblöcken auf dem Meeresgrund am wenigsten beachtet zu sein. Allmählich verschwand die Unruhe, wieder lag das Wasser in schwerer Ruhe. Als erste Tiefseebewohner, die Vertrauen faßten, suchten die Seelilien das Dunkel, das eine unwiderstehliche Lodung für alle Arten zartliebender Organismen war, die ihr zuschwammen oder zuwebten, um von den fleischgierigen, immer hungrigen Blumen verschlungen zu werden.

Bald ließen auch andere vorsichtige Geschöpfe ihr Geisteslicht wieder ausstrahlen, nahmen ihr Schweifen, Schwimmen und Krabbeln wieder auf, — Fische, Krebse, Seesterne, Krabben, mächtige Seeigel und purpurschwarze Rochen. Zu allererst schwenkte der riesige Begelegerer, der Tiefseeräuber, seine liebliche, violett schimmernde Todeslampe wieder über dem geheimen Abgrund seines Rachens.

Die Kultur auf dem Marsch.

Von Hans Klabaubermann.

Wuktag. — Aristokratische Kartoffeln. — Abrüstung. — Kaffeemangel. — Kulturerfindungen. — Die Opfer der deutschen Industrie.

Heute ist der rechte Tag, Einkehr zu halten und seine Sünden abzubeten. Der brave Staatsbürger hat vor acht Tagen gemerkt, daß Revolution gewesen ist, und büßt seine damalige Latenlosigkeit. Er hätte die Monarchie schützen sollen. Unter Wilhelm war es doch besser. Der Patriot streut Asche auf sein Haupt, daß er nicht vor zwei Monaten amerikanische Dollars oder polnische Mark gekauft hat. Die Erzbergkämpfer Schütz und Tillessen trauern, daß sie bisher keine Zeit hatten, ihre mannhafte Tat vor einem Richterkollegium ins rechte Licht zu setzen. Der Landwirt, der seine Kartoffeln schon vor sechs Wochen leichtsinnig verkauft hat, rauft sich die Haare.

Es gibt rote — sozialdemokratische — und blaue — aristokratische — Kartoffeln. Sonderbarerweise ist der Geschmack so ziemlich der gleiche. Bloß der Preis ist verschieden. Rote kosten pro Zentner 100 M., blaue 22 M. Wo?, fragt aufgeregt der Leser. In Labes in Pommern. Mitglieder der Deutschnationalen Volkspartei sind sie am 26. Oktober zu diesem Preis angeboten worden. Wer sie kauft, hat noch den Vorteil, große, ja die größten Kartoffeln zu bekommen, da bekanntlich der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln hat. Nur muß er sich vorsehen, ja keine roten zu essen. Neulich soll ein Baron nach dem Genuß von roten unter Bergiftungserscheinungen lebensgefährlich erkrankt sein.

Kaum hatten sich die Mitglieder der Abrüstungskonferenz in Washington hingesetzt, da fielen sie auch fast vom Stuhl. Der Staatssekretär Hughes schlug nämlich vor, abzurüsten. Das hatte keiner erwartet. Nur Herr Briand, den die ganze Sache nichts weiter anging, hielt eine Rede, in der er die Bereitwilligkeit Frankreichs betonte, in dem Augenblick die Waffen niederzulegen, wo es die Nachbarn völlig klein gekriegt hätte. Er ist der erste, der seinen Abrüstungswillen sofort in die Tat umsetzt. Die Deutschen Werke werden trotz allen Protestes zerstört. Endlich eine Tat von kultureller Bedeutung! Der Weltfrieden marschiert. Die Deutschen Werke stellen Stuhlbeine her. Das sind höchst gefährliche Waffen. Ohne Stuhlbeine kann keine Nation Krieg führen. Die Menschen atmen befreit auf.

Weniger bemerkenswert, aber interessant ist die Nachricht, daß in Hamburg ein vierstöckiger Vorenspeicher zusammengebrochen ist, nachdem er mit Kaffee überlastet war. Man sieht, der Kaffee weih, was er sich schuldig ist. Der Speicher ist nicht etwa eingestürzt, weil der Unternehmer den Kaffee zurückgehalten hat, um ihn später teurer zu verkaufen. Bewahret! So was tut ein Deutscher nicht. Nein, die Bohnen sind mit der starken fremden Valuta besetzt und halten keine Luft, gering geschätzt zu werden. So bogen sich die Balken.

Daraufhin wird der Kaffee wohl noch teurer werden. Was will das aber besagen gegenüber einer Erfindung von kultureller Bedeutung, die uns alle Nöte vergessen läßt. Unter Nr. 345 980 ist vom Deutschen Patentamt eine Vorrichtung zum Ziehen des Scheitels patentiert worden. Wie umständlich bisher diese Arbeit war, wird trefflich durch die Redensart gekennzeichnet: „Wat, Sie wollen nich bezahlen? Orje, lang mir mal det Beil runter, id will dem feinen herr'n Scheitel ziehen.“ Mit Behmut erinnern wir uns eines anderen Deutschen, der nicht mehr unter uns weiß und nicht hierher zurückgeholt wird, obwohl er eine epochale Erfindung gemacht hat. Ich meine den Apparat, der dem Schnurrbart die einzia menschenwürdige Form verleiht.

Aber so sind die Menschen. Unbankbar und böse. Die deutsche Industrie will den brachliegenden Finanzen wieder auf die Beine

helfen, und die Regierung überlegt noch. Dabei stellt die Industrie fast gar keine Bedingungen, sondern will noch mehr Opfer tragen. Die Eisenbahnen haben alljährlich ein Milliardendefizit. Dennoch ist man bereit, das Geschäft ohne eine Entschädigung zu übernehmen. Da sollte doch die Regierung sofort zugreifen. Man sieht, welche Schwierigkeiten entstehen, wenn etwas, z. B. die Bergwerke, sozialisiert werden soll. Da kann man doch lieber den anderen Kurs versuchen. In der Monarchie hatten wir einen sozialisierten Betrieb, eben diese Eisenbahn. Warum soll da in der Republik nicht auch mal privatisiert werden? Sämtlichen dann die ganze Sache viel besser klappen wird. Da hat z. B. die Verwaltung vor kurzem Schlafwagen dritter Klasse eingeführt. Was soll denn das? Dazu lag nicht das geringste Bedürfnis vor. Die Proleten, die nicht mal das Geld haben, erster oder zweiter zu fahren, sollen das Reisen überhaupt lassen. Ein Oberst a. D. befragte sich neulich bei mir, daß die Vierte-Klasse-Wagen neuerdings wie Salonwagen ausgestattet werden. Solche Dummheiten können nicht mehr gemacht werden, sobald die Industrie die Regie führt. Dann noch ein Punkt, der viel zu wenig beachtet wird. Soll man doch das ganze Reich verkaufen! Preußen — zum ersten, zum zweiten und zum dritten! Selbst der deutsche Hurratriotismus würde da zum erstenmal, solange er besteht, etwas einbringen. Den würde sich ein amerikanischer Trustfürst für sein Karitätentabernakel, allerdings an der Kette, erstehen.

Wissen und Schauen

Der Ursprung des Wortes „Vielliebchen“. Der hübsche Brauch des Vielliebcheneßens ist wohl allgemein bekannt. Er besteht darin, daß zwei Personen zwei in einer gemeinsamen Hülle steckende Karambellen verzehren und sich dann am nächsten Tag mit den Worten: „Guten Morgen, Vielliebchen!“ begrüßen, wobei der gewonnene hat, der den Gruß zuerst ausspricht. In England herrscht der Brauch, daß man die Mandel oder ein grünes Blatt in der Tasche tragen muß, bis man sie eines Tages verliert, womit man natürlich gleichzeitig aber auch das Vielliebchen verloren hat. Der Gewinner muß dann ein kleines Geschenk erhalten. Eine Vielliebchen-Spielwette wird in Steiermark auch mit Bohnen gespielt. Bei dieser Bohnenwette, wie sie genannt wird, verspeisen zwei Personen je eine „Böhhn“ und wetten dabei „um einen Krapfen auf einer Bank“ für den kommenden Sonntag. Am bestimmten Sonntag trachten beide, nebeneinander auf einer Bank zu sitzen zu kommen. Dann hat der gewonnene, der zuerst ruft: „Zahl mir meine Böhhn!“ Selbst bei den Papuas in Neu-Guinea ist es Sitte, daß zwei an einem gemeinsamen Stiel gewachsene Früchte, die man für Brüder hält, von einem Bruderpaar verzehrt werden.

So verbreitet und altbekannt aber auch diese Spiele sind, so wenig weiß man über die Herkunft des Wortes Vielliebchen. In einigen Sprachen, wie in der englischen, schwedischen, dänischen und holländischen Sprache wird das Vielliebchen als „Philippine“ und zwar mit ziemlich ähnlicher Aussprache bezeichnet. Nun sind viele der Meinung, das Wort Philippine für das Wettspiel habe sich aus dem deutschen Vielliebchen herausgebildet, während andere die — wohl richtigere — Annahme vertreten, daß das deutsche Wort eine Umdeutung des Namens Philippus darstelle. Allein die Hauptfrage wäre wohl die, wie das Wort Philippine überhaupt zu der genannten Bedeutung gekommen ist. Nach einer in der „Schweizer Volkstunde“ kürzlich mitgeteilten Forschung scheint sich neuerdings hierfür eine Erklärung zu ergeben. In einem Werk des genuesischen Dichters Percival Doria, der im 13. Jahrhundert gelebt hat, wird ein provenzalischer Vers wiedergegeben, der „eu et tu foram felip“ lautet, was soviel wie „ich und du werden enge Freunde sein“ bedeutet. Es scheint demnach, daß in der älteren provenzalischen Sprache das Wort „felip“ einen guten Freund bedeutete. Weniger glaubhaft, wenn auch nicht unmöglich, wäre die Herleitung von dem englischen fillip oder slip, was „einem ein Schnippen schlagen“ heißt.

Endlich gibt es noch eine Deutung: der heilige Philipp soll zwei Töchter gehabt haben, die beide in einem gemeinsamen Sarg bestattet wurden. Daß unser lustiges Vielliebchen mit einer traurigen Zuversamkeit aber nichts zu tun hat, liegt wohl auf der Hand.

Wieviele Erdteile und Ozeane gibt es? Wieviele Erdteile und Ozeane es gibt, das haben wir alle in der Schule gelernt: fünf Erdteile und fünf Ozeane. Aber die Wissenschaft ist mit dieser Feststellung durchaus nicht mehr einverstanden, sondern sie hat die Zahl der Erdteile vermehrt und die der Ozeane verringert, wie Dr. Bütschke in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ betont.

Betrachten wir einen Globus, so finden wir nicht fünf, sondern nur vier große zusammenhängende Landmassen, die im eigentlichen Sinne Erdteile sind: die zum größten Teil auf der Nordhälfte der Osthalbkugel der Erde gelegene Riesennasse der Alten Welt, die allem die Westhalbkugel beherrschende der Neuen Welt, die ebennmäßige, wenig zerrissene australische Landmasse und das den Südpol umgebende Festlandsgebiet. Diese vier großen Landmassen stimmen aber gar nicht mit dem überein, was wir gewöhnlich „Erdteile“ nennen. Wir müssen erst das südwestliche Stück der Alten Welt von der übrigen Masse los trennen, um Afrika zu erhalten. Asien und Europa aber bleiben so fest verbunden, daß man sie unbedingt als einen Erdteil bezeichnen muß. Infolge des engen geographischen, geologischen, klimatischen Zusammenhanges faßt denn auch die moderne Wissenschaft Europa und Asien in den einen Erdteil „Eurasien“ zusammen. Aus der Neuen Welt nehmen sich

zwei Erdteile bilden, indem man Nord- und Südamerika voneinander trennt. Ueber die selbständige Natur Australiens und des als „Antarktis“ bezeichneten Südpolarlandes kann kein Zweifel bestehen. Es würden sich also, wenn wir nur die Meeresküsten berücksichtigen, vier Erdteile ergeben: die Alte Welt, die Neue Welt, Australien und Antarktis; wenn wir aber nach dem Gebirgsbau urteilen, so sind es fünf Erdteile: Eurasien, Afrika, Amerika, Australien, Antarktis. Berücksichtigt man jedoch die Natur, sowie die wirtschaftlichen und kulturellen Zustände, so bleiben wiederum die Selbständigkeit Australiens und der Antarktis außer Zweifel, auch Afrika werden wir als selbständigen Erdteil gelten lassen müssen. Von Eurasien aber trennt sich das zwischen Ostsee und Schwarzem Meer sich westwärts verschiebende, arg zerstückelte und zergliedernde Europa ab, das seit dem Beginn aller wissenschaftlichen Erdbetrachtung als selbständiger Erdteil gegolten hat und zum Sitz der höchsten menschlichen Kulturentwicklung wurde. Natur, Wirtschaft und Kultur zwingen uns auch zur Zerstückelung Amerikas in zwei selbständige Erdteile. Rücken wir also diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund, dann gibt es sieben Erdteile: Europa, Nordamerika und Südamerika, Asien, Afrika, Australien und Antarktis.

Während sich für die Fünfszahl der Erdteile immerhin noch einiges anführen läßt, so hat man die Fünfszahl der Ozeane heute endgültig aufgegeben. Das erdumspannende Weltmeer wird durch die drei weit nach Süden ausgreifenden Landfesten in drei große Wasserbecken geschieden. Was wir Nördliches und Südliches Eismeer nennen, sind nur Anhängsel und Bruchstücke jener drei Ozeane, aber keine selbständigen Weltmeere. Es gibt daher nur drei Ozeane, den Großen oder Stillen Ozean, den Atlantischen und Indischen. Alle anderen mehr oder minder großen Wasserbecken ordnen sich ihnen unter und sind keine selbständigen Gebilde.

Technik

Segel mit Löchern. Das Segelschiff, das durch die Entwicklung der Technik zu einem Aschenbrödelwesen verdammt wurde, tritt heute wieder in ein erneutes Interesse. Die bedenkliche Lage des Kohlenmarktes läßt die Chancen für die Verwendung des Windes zur Ueberwindung des Meeres wieder wachsen. Der Siegestauf der Kohle hat vielleicht schon sein Ende erreicht, und die „veraltete“ Naturkraft der Luftströmungen vermag von neuem den Wettbewerb mit der ungeheuerlich verteuerten Kohle aufzunehmen. Die Technik wird dabei vor ganz neue Aufgaben gestellt. Denn sie hat naturgemäß die Erfahrungen der Aerodynamik noch gar nicht auf das Segelschiff angewendet, da es bisher so gut wie ganz vom Konkurrenzkampf ausschied.

Mit diesen neuen Problemen des vervollkommenen Segelschiffs befaßt sich in „Schiffsbau“ der Leiter der Deutschen Seewarte in Hamburg, Professor Karl Wegener. Es ist interessant genug zu hören, wie die vom Flugwesen gemachten aerodynamischen Erfahrungen ganz neue Segelformen zeitigen werden. Er geht vom Fallschirm aus und zeigt, daß die Fallschirmversuche sämtlich dazu geführt haben, in dem Fallschirm ein Loch anzubringen. Es gibt heute keinen Fallschirm, gleichviel, ob er zum Abwerfen von Propagandaschriften, zur Landung wissenschaftlicher Instrumente oder zur Rettung von Menschen dienen soll, der nicht in seiner Mitte ein kreisförmiges Loch befände, dessen Durchmesser in einem bestimmten Verhältnis zur Größe des Fallschirms und der gewünschten Fluggeschwindigkeit stünde. Fallschirme ohne Loch sind unstabil, d. h. sie schlenkern und kanten leicht. Diese Erfahrung nun muß auch auf das Segel übertragen werden. Dabei aber ergeben sich neue Probleme, da das Segel in ganz anderer Art und zu anderem Zweck dem Wind ausgekehrt ist als die Flächen der Flugzeuge.

Man wird vielleicht hier noch zu übertreibenden Resultaten kommen, aber eines steht fest, daß eine sinngemäße Uebertragung der aerodynamischen Anschauungen auf eine Fortbildung der Segelkunst und der Windkraftausnutzung für das Schiff dem Segelschiff eine neue Entwicklung eröffnet, die es ihm ermöglicht, den Konkurrenzkampf mit dem Maschinenschiff, dessen größter Feind die Kohlentourerung ist, von neuem aufzunehmen.

Wir sind so alt wie die Welt!

Ich bin so alt wie die Welt!
 Du bist es, wir sind es!
 Wir kommen aus dem Dunkel der Nacht,
 Wir gehen zurück in die Tiefe —
 Vom Nichts zum Nichts,
 Vom Unbegreiflichen zum Unfaßbaren,
 Und das ist das Ewige — für uns,
 Die wir „Tote“ sind „auf Urlaub“.
 Das Leben der Welt aber ist ewig — nicht wir.
 Aus ungezählten Keimen wuchs es.
 Im ständigen Werden und Vergehen
 blieb es jung bis heute.
 So bin ich das junge Leben!
 Du bist es, wir sind es!
 Wir sind eines Alters:
 Wir sind so alt wie die Welt.